# Im Kampfe mit dem Taifun

## Menagerie an Bord. — „Der Taifun kommt!" — Ein Wasserwall braust heran. — Im Tosen der Elemente. — Der Kampf ums nackte Leben. — Als Schiffbrüchige im Hafen.

Von Ernst F. Löhndorff.

Der „Orang Wolanda" war ein alter Kasten, der zwischen den Molukken und Hongkong verkehrte. Er hatte nur vier Weiße an Bord: Kapitän Williams, die beiden Steuerleute namens Powers und Flint und mich als Supercargo. Heizer und Dockpersonal waren durchweg Chinesen. Die beiden Maschinisten, gute Burschen, hatten in England studiert, aber die übrige Mannschaft bestand aus den schlimmsten, fast in jedem Hafen wechselnden Galgenvögeln.

Als Cargo luden wir meist Gewürze und Copra, die von China nach Europa verschifft wurden. Oftmals luden wir lebende Schweine, ein paarmal Dutzende von Särgen mit toten Chinesen. Denn die Söhne des Himmels kommen nicht in ihr Paradies, wenn sie nicht in heimatlicher Erde ruhen. Diese Särge dufteten zeitweilig recht bemerkbar.

Dieses Mal, als wir Padang verließen, hatten wir keine Särge, sondern das Schiff wimmelte von oben bis unten von schwarzborstigen, in Bambuskäfigen steckenden Schweinen.

Ich denke an diese Fahrt wie an einen Alp zurück. Das Geschnatter der Gelben, das Quietschen der Schweine und die drückende klebrige Hitze — das alles war genug, um aus dem friedfertigsten Manne einen bitterbösen Grobian zu machen. Da zu kam noch das Ungeziefer. Das Schiff wurde zwar jedesmal in Heimathafen tüchtig ausgeschwefelt, aber was half das? Wanzen tiefen in Rotten davon, wenn man nachts aufschreckte, das Licht anknipste und mit dem Stiefelabsatz unter ihnen zu morden begann. Kakerlaken gab es in Millionen; zog man irgend eine Schublade auf, so spritzte förmlich ein Strom dieser überaus flinken Tiere heraus, der sich im Nu verflüchtigte. Sie sind zwar verhältnismäßig harmlos, aber es ist nicht gerade angenehm, wenn sie einem plötzlich von der Decke herab in die Suppe fallen oder nachts übers Gesicht huschen.

Stetig dampfte der „Orang Wolanda" durch die glasglatte See. Manchmal ließen wir grüne Inseln in Lee zurück. Dschunken mit hohen Heckaufbauten und blutroten Mattenjegeln wurden gesichtet, denn es herrschte die günstige Monsunszeit, während der die unbehilflichen Fahrzeuge China verlassen. Fast jeder Sturm vernichtet Dutzende, manchmal auch Hunderte von ihnen, aber es wird nicht viel Gerede darüber gemacht, denn das Reich der Mitte ist groß, und seiner Söhne sind es viele.

Das Wetter blieb gleichmäßig herrlich, die träge See blinkte wie Quecksilber, und die spitzen Rücken sinnen der Haie zogen ihre Kreise. Delphine in Herden schwammen, die schieferblauen Leiber auf- und niedertauchend, gegen die leichte Brise an.

Oft betrachteten wir Weißen mit stillem Neid die prächtigen Ozeandampfer, die stolz vorbeirauschten. Wir machten es uns wie üblich bequem. Jeder besaß eine Sitzbadewanne aus Gummi; diese Wannen paradierten in einer Reihe auf der Kommandobrücke, und wir saßen splitternackt darin. Das Wasser war warm und klebrig, verursachte rötliche, juckende Hautausschläge, aber dennoch empfanden wir es als Wohltat, und die Kulis mußten hin und her laufen, um es zu erneuern. In diesen Badewannen spielte sich fast unser ganzes tägliches Leben ab. Wir saßen darin, schliefen darin, und die Offiziere machten von der Badewanne aus ihre Berechnungen. Der Freiwache hatte, saß im Wasser, las und trank Bier dazu.

Ein dunstiger Morgen stieg herauf, es schwelte sonderbar rötlich am Horizont, die Sonne hing wie hinter Milchglas. Aber das Barometer fiel nicht, und das übliche Deckwaschen begann. Die Leute der Wache spülten gerade die letzten Schweine fertige. Da schmetterte plötzlich vor den Lippen des Kapitäns eine Reihe heftiger Kommandos.

Unten auf dem Deck begann jetzt ein tolles Durcheinander, das aber die fortgesetzten Kommandos des Kapitäns rasch entwirrten. Die Passagiere wurden von den Matrosen grüßt die Treppe hinab und in die Luken gestoßen, die sofort über ihnen zuknallten. Ueberall dröhnten jetzt die Holzhämmer, mit der die Keile zur Sperre der Luken noch stärker eingeschlagen wurden. Ein Mann kam eilig nach oben gelaufen und stellte sich mit ans Ruder, während der erste Offizier wie verrückt an Maschinentelegraphen klingelte und Befehle hinabbrüllte. Nach zehn Minuten war alles getan, was Menschenhände unter den Umständen vollbringen konnten, und wir mußten abwarten. Eine Stunde verging, es war drückend heiß, die See unnatürlich glatt, und sie zeigte eine krankhafte Tönung.

„Er kommt!" schrie der Kapitän. Da rollte etwas wie eine weiß glitzernde Linie heran. Es sah ganz harmlos aus, aber je mehr es sich näherte, desto schrecklicher wurde es. Angekündigt durch ein gellendes Pfeifen wie von hundert Lokomotiven, brauste hinter dem Schaumstreifen ein dunkler Wasserfall herein. Es war eine richtige Wand, haushoch und so lang, wie der Blick rechts und links reichte. Und auf einmal wurde es finster, rötlich glühte der Himmel und mit einem entsetzlichen Aufbrüllen schlug die Woge gegen das Schiff, barst darüber, rollte darunter weg, und unter dem Geheul und Pfeifen der Windsbraut klatschten Hunderte von Tonnen Wassers auf Deck, das sofort in einer wirbelnden Masse schwarzgrüner Fluten ertrank. Ein Ruck schleuderte mich wie einen Ball gegen die Reling, ich schaute einen Augenblick in den vorbeirasenden Nachstrom, der nach mir leckte und züngelte; ein zweiter Ruck warf mich zurück gegen den Kompaß, den ich mit Händen und Beinen umklammerte. Ich sah keuchend nach vorn, und der Wind preßte wie ein Brett gegen mich, drückte mir die Lungen zusammen. Alles, worauf mein Blick fiel, war Wasser. Der Mast, der heftig hin und her pendelte, ragte aus schäumendem Gischt, in dem Schweinekäfige herumwirbelten. Ich meinte ein Quietschen zu hören, aber das war Täuschung, denn die ungeheure Wucht der herabstürzenden Wassermassen mußte die Tiere längst totgeschlagen haben.

Vorsichtig reckte ich den Kopf, den die Wucht des Sturmes hinabpreßte, und schaute nach hinten. Dort hingen die vier Matrosen am Handruder in den Tauen, bis an die Brust im schäumenden Gischt einer neuen überkommenden Woge. Dann verloren sie den Boden unter den Füßen, sie schmetterten ein paarmal zusammen, und wie ich sie wieder sah, waren es nur noch drei.

Der Kapitän, der neben mir baumelte, schrie etwas in mein Ohr, aber ich hörte keinen Laut, denn das Tosen und Schrillen der entfesselten Elemente war zu stark. Er taumelte dann an das Rohr und rief etwas in die Maschine hinab. Die Antwort mußte ihn befriedigen, da sich sein sorgenvolles Gesicht glättete.

Der erste Offizier, der an seinem Taue zu den wahnsinnigen Rucken des Schiffes hin und her flog, wurde plötzlich grün im Gesicht, und der ganze Inhalt seines Magens schoß aus dem Munde. Dann grinste er trüb, wie er mich lächeln sah, und zur Abwechslung sauste ist wieder einmal in heftigem Ruck an die Reling, starrte in den dicht vorbeieilenden Tod, bis mich die nächste Bewegung zurückschleuderte. Verzweifelt klammerte ich mich fest, aber der Wind oder die Rucke des Schiffes rissen mich immer wieder los.

Die Luft war dunkel geworden und von Wasserstaub erfüllt. Ungeheure Wellen brausten vorbei, wie aus Katapulten geschleuderte Berge, die brachen und gleich brüllenden Rammböcken gegen das zitternd aufbäumende und wieder tief ins Wasser schießende Schiff schmetterten. Vom Himmel war nichts mehr zu sehen. Ganze Bogen spaltete der heulende Sturm wie in titanenhafter Wut, riß Teile von ihnen heraus und schleuderte sie kompakt durch die Lüfte. Ein solcher „Wasserblock" traf einen Matrosen, der am Handruder im Gischt herumschwabbelte, und schmetterte den armen Teufel wie einen Klotz nieder.

Es dauerte fünfzehn Stunden, ehe sich die See einigermaßen beruhigte und wir vorsichtig nach hinten zu den armen Teufeln am Handruder gehen konnten. Zwei davon waren tot, den einen hatte die See gleich am Anfang über Bord gewirbelt, und den zweiten schlug eine Woge tot. Die beiden Ueberlebenden waren halb ertrunken. Nur konntey wir auch die fast erstickten Passagiere herauslassen, und auch unter ihnen gab es Arm- und Rippenbrüche.

In böem Zustande kamen wir im Hafen an. Die Boote waren fort, der Schornstein geknickt und von oben bis unten mit glitzerndem Salz bekrustet, die Reling zerrissen, als hätten Riesen sie in den Fingern gehabt. Man machte eine Menge Aufhebens von uns, denn es waren viele Schiffe untergegangen.

## Aus der Geschichte des deutschen Rheins

Am 30. Juni ist der Rhein von französischer Besatzung frei geworden; dem deutschen Schicksal aber bleibt er verbunden.

Durch die Jahrtausende ist dieses Schicksal seine Straße entlanggezogen, stromaufwärts über die Alpen zu dem cäsarischen und päpstlichen Rom, stromabwärts zur Nordsee, in wechselvollen Kämpfen von einem zum anderen Ufer.

In den Mauern seiner Städte tagten die kirchlichen Konzile von Speyer, Worms Basel und Konstanz, die kaiserlichen Reichstage des Mittelalters von Mainz, Frankfurt, Speyer und Worms; das erste deutsche Parlament trat in Frankfurt a. M., zusammen.

Groß und leuchtend sind überall die Spuren höchster deutscher Kultur! In Mainz erfand Gutenberg die Buchdruckerkunst, Frankfurt schenkte uns Göthe, Bonn ist die Stadt Beethovens, in Düsseldorf wurde der Spötter Heine geboren, in Trier der Verkünder des modernen Sozialismus Karl Marx. Das Münster in Straßburg, der Kölner Dom, der Altar zu Isenheim sind überwältigende Zeugen künstlerischer Größe und künstlerischen Schaffens. Die moderne Wirtschaft und die moderne Technik der Neuzeit haben in den letzten Jahrzehnten den ganzen Rhein entlang Werke der Arbeit geschaffen, deren Dröhnen und Rauschen eigenartig in die stille Romantik der rheinischen Burgen und Rebenhügel, ihrer Lieder und Träume hineinklingt.

Kein deutsches Fluch- und Segenswort, das hier nicht gesprochen, kein Glaube, der hier nicht verkündet, kein Lied, das hier nicht gesungen wäre, keine Schönheit, die hier nicht geblüht hätte. Jede Straße ist geschichtlicher Weg, jeder Meilenstein ein Markstein deutscher Entwickelung. Könnten sie sprechen, wir hörten das deutsche Hörspiel.

Arminus und Cäsar würden erscheinen, Hagen, der den Siegfried erschlug und den Niblungenschatz im Rhein versenkte, Päpste, Luther und Hus, fast alle deutschen Kaiser und Könige des Mittelalters; der französische Sonnenkönig Ludwig XIV., der die Pfalz zerstören ließ; Napoleon, Blücher, Freiherr vom Stein; die Männer des Bismarckschen Reiches von 1870—71; die deutschen Heere, die 1914 nach Frankreich zogen, Hindenburg, der treue, der sie zurückführte; Poincaré, seine Generäle und Soldaten, die Separatisten, die Millionen der heldenhaft duldenden und leidenden Rheinländer, die Scharen der Ausgewiesenen, Stresemann, dessen Politik zur Befreiung führte!

Deutsch war der Rhein, einst ganz und gar, von der Quelle bis zur Mündung. Metz, Toul, Verdun, Straßburg waren deutsch und gingen verloren. Das Quellgebiet und das Mündungsgebiet, die Schweiz und Holland, trennten sich vom Reich, aber das in den letzten zehn Jahren hundertausendfach in den besetzten rheinischen Gebieten verkündete: „Hier stehen wir, hier bleiben wir!" der Franzosen wurde nicht zur Wirklichkeit. Clemenceau, der Tiger, hoffte, daß es noch in sein Grab klingen würde, statt dessen wird das dankbare Rheinland dem deutschen Staatsmann Stresemann ein Ehrenmal setzen.

Die große Not der Gegenwart gestattet keine lauten Feiern. Um so mehr verlangt sie das Gelöbnis innerer unzertrennlicher Verbundenheit des Rheinlands mit ganz Deutschland. „Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze!"

A. D.

## Schiffahrtsrekorde

Die Schnelldampfer „Bremen" und „Columbus" und der Dampfer „Karlsruhe" des Norddeutschen Lloyd lagen kürzlich zur gleichen Zeit am Pier 4 in Brooklyn. Die drei Schiffe verfügten zusammen über die ansehnliche Tonnage von 94,836 Br.-Reg.-To. („Bremen" 51,656, „Columbus" 32,354, und „Karlsruhe" 10,826) und eine Länge von 2,213 Fuß („Bremen 938, „Columbus" 750, „Karlsruhe" 525) Die Länge des Piers beträgt dagegen 1200 Fuß. Mit diesen Zahlen zeigten die drei Schiffe die größte Tonnageziffer, die bisher je an einem Pier in Amerika zur gleichen Zeit versammelt war. Aber damit nicht genug! Außer diesen drei am Pier 4 in Brooklyn liegenden Lloyd-Dampfern befand sich zur selben Zeit noch ein vierter, der Dampfer „Berlin", am Pier 42 in New York. Die 15,286 Br.-Reg.-To. dieses Dampfers erhöhten die an diesem Tage im New Yorker Hafen liegende Tonnage des Norddeutschen Lloyd auf insgesamt 110,122 Br.-Reg.-To. — die größte Ziffer, die der Norddeutsche Lloyd seit seinem Bestehen zu gleicher Zeit in einem amerikanischen Hafen versammelt hatte.


Das neuerrichtete

**Oesterreichische Berufs-Generalkonsulat**

hat seine Tätigkeit in Ottawa aufgenommen. Der engere Amtsbezirk des Generalkonsulates umfaßt die Provinzen Ontario, Manitoba, Saskatchewan, Alberta und British Columbia.

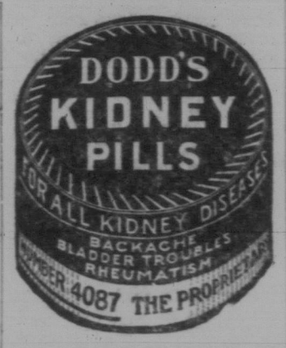
Zuschriften sind zu richten an die Adresse:

AUSTRIAN CONSULATE GENERAL FOR CANADA

232 Metcalfe Street, Ottawa, Ont.

Ottawa, im August 1930.







## Zwei Bauern duellieren sich auf Flinten

In dem französischen Dorfe Essamps im Departement Yvonne lebten zwei Bauern, Marcel Furiot und Felix Barat. Obgleich beide miteinander verschwägert waren, lagen sie doch irgendwelcher Geldangelegenheiten wegen in dauerndem Streite. Statt nun aber ihre Händel vor Gericht auszutragen, zogen sie es vor, die Sache unter sich auszumachen. So nahm eines Tages Furiot seine Flinte und begab sich zum Hause seines Schwagers, der bei seinem Anblick sofort wußte, worum es sich handelte. Auch er griff zu seinem Schießprügel, und ohne ein Wort weiter miteinander zu wechseln, begaben sich die beiden auf ein nahegelegenes Feld. Sie verständigten sich durch ein Zeichen, daß sie fertig seien, dann begann der seltsame Zweikampf bei dem es weder Sekundanten, Zeugen noch Aerzte gab. Beide schossen auf einander, bis Barat schwer verletzt zu Boden sank. Durch die Schüsse aufmerksam gewordene Nachbarn schafften ihn in das Krankenhaus zu Auxerre, wo er in Todesgefahr daniederliegt. Furiot, der nur zwei leichte Streifschüsse davon getragen, verließ als Sieger das Schlachtfeld. Durch die schwere Verwundung Barats war die Sache indessen ruchbar geworden, und die Gerichte, die man früher nicht hatte bemühen wollen, mischten sich nun doch ein. Ob Furiot allerdings verurteilt werden wird, erscheint nach den eigenartigen Erfahrungen mit der französischen Rechtsprechung einigermaßen zweifelhaft.

## Das Mißgeschick des „Lebenslänglichen"

Vor ungefähr acht Jahren verurteilte das Gericht der Grafschaft Middlesex (New Jersey) den Arbeiter Joseph Timmerari zum Tode. Der Sträfling saß schon im „Totenhause", als ihn der Gouverneur des Staates unvermutet zu lebenslänglichem Gefängnis begnadigte. Kürzlich beschloß der Verwaltungsausschuß der Anstalt zu Trenton, eine Anzahl Straflinge, die sich gut geführt hatten, bedingungsweise zu entlassen. In der Liste der Begnadigten fand sich auch Timmeraris Name. Der Gefängnisbeamte, der dem Sträfling die willkommene Nachricht überbrachte, war erstaunt über die Freilassung, da lebenslänglichen Sträflingen die Freiheit nur in äußerst seltenen Fällen geschenkt wird. Timmerari selbst wollte an sein Glück kaum glauben. Dann aber verließ er die Anstalt wie ein Gehetzter, um nicht einen Augenblick länger die Mauern sehen zu müssen, die beinahe sein Grab geworden wären. Er nahm sich kaum die Zeit, der Gefängnisverwaltung die Anschrift des Brooklyner Freundes anzugeben, der ihm die Rückkehr in das bürgerliche Leben erleichtern sollte. Glückstrunken fuhr er nach Brooklyn. Dort erreichte ihn nach einiger Zeit die Aufforderung der Gefängnisleitung, sich sofort wieder in Trenton einzufinden, weil seine Unterschrift unter dem Entlassungsprotokoll vergessen worden sei. Ahnungslos folgte Timmerari dem Ruf, wobei er noch einen Teil der Strecke zu Fuß zurücklegte, weil ihm das Fahrgeld fehlte. Freundlich lächelnd nahm ihn der Direktor in Empfang und — ließ ihn wieder in seine alte Zelle einschließen. Timmerari wollte sich dagegen wehren, doch als er die Erklärung des Gefängnisleiters hörte, warf ihn die fürchterliche Enttäuschung nieder. Ein Angestellter hatte seinen Namen nur aus Versehen auf die Liste der zu Entlassenden gesetzt. Weil sich die Gefängnisleitung wahrscheinlich schelte, ihren Fehler der vorgesetzten Behörde einzugestehen und um die Verhaftung des zu unrecht Entlassenen zu bitten, so war sie auf den wenig vornehmen Einfall geraten, Timmerari durch eine List nach Trenton zu locken.

## Silberpreis und Studium

Aus Tokio hat eine Massenflucht chinesischer Studenten eingesetzt, die sich um ihre Lebensmöglichkeiten in Japan gebracht sehen. Ursache dafür ist das Sinken des Silberpreises infolge des Uebergangs Chinas zur Goldwährung. Die chinesischen Studenten in Japan, in Tokio allein viertausend, sitzen sich vorwiegend auf Geldsendungen aus ihrer Heimat. Die Provinzregierungen senden an die Studierenden im günstigsten Falle monatlich durchschnittlich das Lebensminimum von 140 Mark, für Japan eine geringe Summe, die in China wegen des vollständigen Bargeldmangels breitester Schichten nur von wenigen Familien aufgebracht werden kann. Die von diesen unterstützten Studenten erhalten deshalb sogar nur 80 bis 100 Mark Monatsgeld. Die Einzahlungen in China erfolgen nicht in Gold, sondern in Silber. In Japan betragen sie dann nur noch die Hälfte des Wertes. Es ist unmöglich mit monatlich 40 oder 50 und selbst 70 Mark in Tokio zu leben. Rund 2800 Studenten, darunter 200 junge Chinesinnen, haben sich deshalb zur Heimkehr entschlossen, zumal die Arbeitslosigkeit in Japan ihnen keine Gelegenheit zu Nebenerwerb bietet. Nur die Regierungsstudenten können sich noch in Tokio halten, führen aber ein jämmerliches Dasein. Vier bis fünf wohnen in dem gleichen Zimmer zusammen und befriedigen ihr Nahrungsbedürfnis in untergeordnetsten Lokalen. Dabei müssen sie noch Kameraden auf unbeitimmte Zeit durchschleppen, die Monate und oft ein Jahr vergeblich auf die Regierungsgeldsendung aus entfernten Teilen ihrer Heimat warten.

## Der spöttische Universitätsprofessor

Daß in Rußland ein berühmter Universitätsprofessor seines Amtes entsetzt wird, weil er sich zynisch und spöttisch geäußert hat, erscheint seltsam, weil ja Spott und Zynismus gewissermaßen zum System der Zersetzung alles Bestehenden gehören. Professor Dr. Grigol Tiereteli, Korrespondent der Wissenschaftlichen Akademie der Sowjet-Union aus Tiflis, hat dieses Schicksal getroffen. Es wurde in einer kommunistischen Zeitung festgestellt, daß Tiereteli, das Kreuz trüge, an Gott glaube, die Kirche besuche und — ob, unfaßbares Grauen! — Mitglied eines Kirchenrates sei. Als man ihn ob dieser „Verbrechen", die ihn natürlich als Dozenten der klassischen Philologie, der er war, völlig ungeeignet machten, zur Verantwortung zog, hat er zynisch geantwortet, Religion sei doch nach sozialistischer Lehre eine private Angelegenheit. Diese Feststellung, die sich angeblich auf die Gesetze des Sowjetstaates stützt, ist eben als zynischer Spott und Mißachtung gegenüber den herrschenden Gewalten bezeichnet worden. Tiereteli hat nämlich weiter auf den Vorwurf, daß er Marx hasse, erklärt: „Als ein echter Gelehrter bin ich nicht gewohnt, etwas zu hassen, was ich nicht kenne." Er kannte Marx Schriften tatsächlich nicht. „Beachten Sie, Genossen, diesen giftigen Ton. Herr Tiereteli hält sich für den echten Gelehrten und kennt Marx nicht", so donnerte der kommunistische Ankläger. Dieser Mann war also ein Heuchler und kein echter Gelehrter, das heißt auf bolschewistisch ein Reaktionär. So mußte er denn vor der ehernen Logik der bolschewistischen Rechtsdoktrin kapitulieren und seine Lehrkanzel verlassen.

## Aus Rumänien.

Aus Deutsch-Sztamora, Rumänien, wird uns unterm 3. August geschrieben:

Lieber „Courier"! Die Ernte ist bei uns vorüber. Es gab Weizen per Joch 8 bis 10 Meterzentner, Preis 400 bis 450 Lei; Hafer 2 Meterzentner per Joch, Gerste 8 bis 10 Meterzentner. Mais steht gut, leider fehlt der Regen. Alles andere ist gering. Am 1. August hat es zwar geregnet, aber sehr wenig. Obst gibt es wenig, Trauben viel, bis aber alles reif ist, haben es die Mäuse zerfressen. So war es noch nicht bei uns; nicht einmal die ältesten Leute können sich an eine solche Mäuseplage erinnern. So wie etwas reif wird, fressen sie es. Die Frucht ist billig, das andere alles teuer. Die Steuern sind hoch, die Gemeindeumlagen noch höher. Der Feldpreis ist auch gesunken. Er beträgt nicht mehr 50- oder 60,000 Lei per Joch, sondern 15- bis 20,000 Lei. Niemand kauft; es ist kein Geld vorhanden.

Nach schwerem Leiden verstarb am 29. März im 45. Lebensjahr Herr Johann Donauer. Er hat alle 53 Kriegsmonate auf dem Schlachtfeld zugebracht. Der Verstorbene war lange Jahre Sparkassenkassier, Kultusmitglied, Schulvorstandsmitglied, Repräsentant; auch war er im Leichenvereinsausschuß. Die Bestattung fand am 31. März statt. Alles, was nur hat mitgehen können, nahm daran teil; es waren über 600 Menschen. Herr Donauer hinterläßt seine Witwe, Frau Maria Donauer, geborene Thal, und eine 12jährige Tochter, Elisabeth Donauer.

Am 10. Juni hat Johann Bildie in der Gegend von Tenta einen Strohhaufen angezündet und sich selbst verbrannt. Nach 14 Tagen wurde er gefunden.

Ich sende an alle Freunde und Bekannte, Anton, Christina und Kinder Leptich in Steelman, Sask., beste Grüße aus der Heimat und verbleibe mit Gruß an den „Courier"

Heinrich Thal,
Deutsch-Sztamora, Rumänien.


Alle Furnace Reparaturen
oder Blech- und Metallarbeiten
prompt und meisterhaft ausgeführt von

**VAGG, WILSON & CO.**

1818 Retallack Straße — Telephon 5930.

L. Music, Geschäftsleiter

Abfalleimer immer auf Lager oder auf Maß angefertigt.


## Das treue deutsche Herz

Ich kenn' ein'n hellen Edelstein
Von trefflich hoher Art,
In einem stillen Kämmerlein
Da liegt er gut verwahrt.
Kein Demant ist, der diesem gleicht,
So weit der liebe Himmel reicht.
Die Menschenbrust ist's Kämmerlein,
Da legte Gott so tief hinein
Den schönen hellen Edelstein,
Das treue, das treue deutsche Herz.

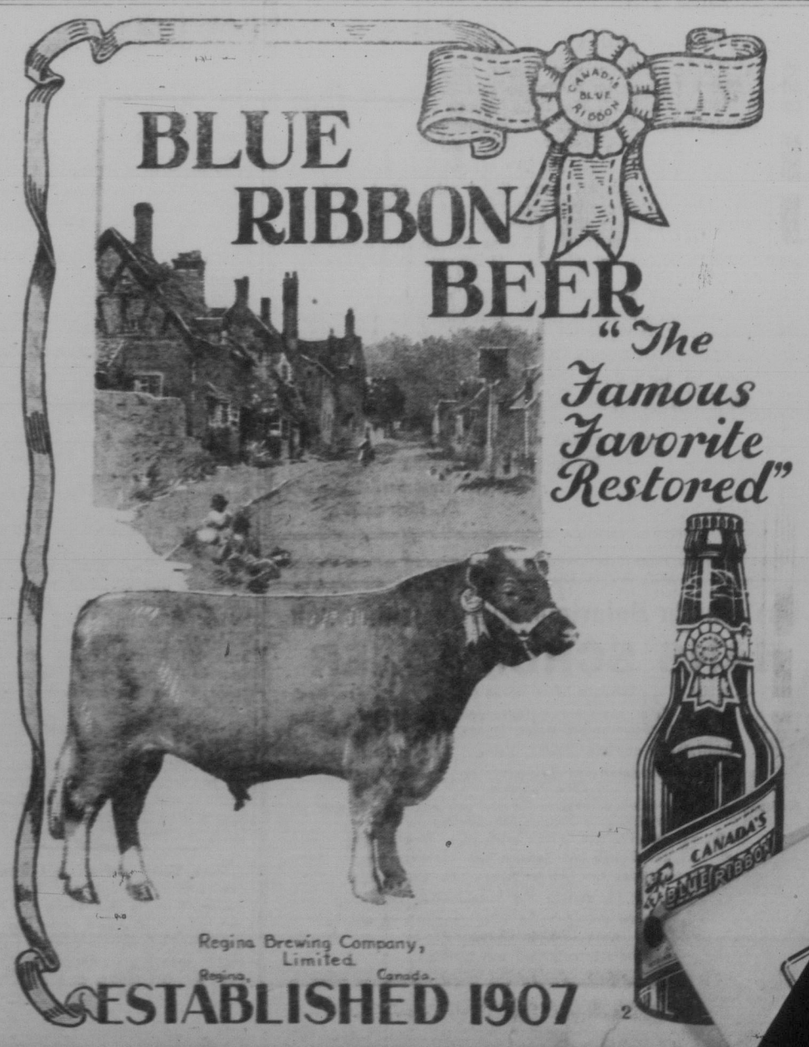
Für Pflicht und Recht, für Wahrheit, Ehr'
Flammt heiß es alle Zeit.
Voll Kraft und Mut schlägt's hoch und hehr
Für Tugend Frömmigkeit.
Nicht schrecket es der Menschen Spott,
Es traut allein dem lieben Gott;
Der ganze Himmel klar und rein,
Er spiegelt sich mit lichtem Schein,
Im schönen, hellen Edelstein,
Im treuen, im treuen deutschen Herz.

Wohl weiß ich noch ein gutes Wort,
Für das es heiß entbrannt,
Das ist sein höchster heil'ger Hort,
Das teure Vaterland.
Treu hängt's an ihm, verrät es nicht,
Selbst wenn's in Todesschmerzen bricht.
Kein schön'rer Tod auch kann es sein,
Als frohl' dem Vaterland zu weih'n
Den schönen, hellen Edelstein,
Das treue, das treue deutsche Herz.

Nimm, Gott, mir alles, was ich hab',
Ich geb' es freudig hin,
Nur laß mir deine schönste Gab,
Den heil'gen deutschen Sinn.
Dann bin ich hochbeglückt und reich,
Kein Fürst auf Erden kommt mir gleich,
Und soll mein Leib' begraben sein,
Dann setz' in deinen Himmel ein,
Den schönen hellen Edelstein,
Mein treues, mein treues deutsches Herz.


Deutscher Uhrmacher

Habe eine Auswahl in aller Art Uhren und Trauringe zu mäßigen Preisen. — Sämtl. Reparaturen an Uhren aller Art werden zu annehmbaren Preisen hergestellt. — Jede Uhr erhält ein Jahr Garantie.

W. Seib

1717—11. Ave. — Regina, Sask.